

Architektur ist ein Mann, Madame

Autor(en): **Schumacher, Christina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **15 (2002)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-121940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Architektur ist ein Mann, Madame

Text: Christina Schumacher
Illustration: Anna Luchs

Der Frauenanteil unter den Studierenden der Architekturschulen hat in den letzten zehn Jahren markant zugenommen. In den Büros allerdings sind Architektinnen immer noch selten. Christina Schumacher, Dozentin für Soziologie an der Architekturabteilung der ETH Zürich, erklärt, weshalb das so ist: Der Beruf ist für Frauen unattraktiv, weil er Leitbilder pflegt, die durchwegs männlich sind und die weder Teilzeitarbeit, noch ein Privatleben und schon gar keine Mutterschaft vorsehen.



• In einer Schlüsselszene des Architektenepos (The Fountainhead) aus dem Jahre 1949 verkündet die Hauptfigur, der schneidige Architekt Howard Roark: «A building has integrity like a man!» Die Entschiedenheit, mit der Roark Architektur und Männlichkeit gleichsetzt, bringt das Thema des Films auf den Punkt. Cary Grant stellt als Hauptperson die Figur des einsamen Architektengenies dar. Unverdrossen in seiner modernistisch individualistischen Überzeugung geht Howard Roark gegen all die Widrigkeiten seinen eigenen Weg. Seine Geschichte kulminiert in der monumentalen Schlusszene: Titanisch posiert der mittlerweile erfolgreiche Architekt für seine Herzdame auf dem Rohbau des höchsten Wolkenkratzers der Welt. Das einsame Genie Roark wird zum männlich potenten Schöpfer eines die ganze Stadt überragenden Phalussymbols: «Great lovers make great buildings.»

So sehr der Film heute erheitert, er trifft die Realität. Das Genie ist seit der Romantik männlich. Und der Architekt ist auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch eine männliche Figur. Wem fallen auf Anhieb mehr als zwei weibliche Architekturstars ein? Dass die Architektur männlich ist, machen indes nicht nur die fehlenden weiblichen Stars augenfällig. Hieb- und stichfeste Evidenz verschafft ein Blick in die Statistik (Seite 40). Die Zahlen erschrecken. Ob schon seit etlichen Jahren der Anteil der Architekturstudentinnen an Schweizer Hochschulen ein Drittel und mehr beträgt, war 1990 nicht einmal jede zehnte Person, die sich selber als Architekt/Architektin bezeichnet, eine Frau. Die Ende der Neunzigerjahre immer noch markante Untervertretung von Architektinnen in den Berufsverbänden gibt wenig Anlass zur Hoffnung, dass die Zahlen der Volkszählung 2000 Veränderungen dokumentieren werden. Soll das Potenzial an ambitionierten jungen Architektinnen in Zukunft besser ausgeschöpft werden, gilt es zunächst nach den Hintergründen zu forschen.

Welches sind die Mechanismen, die zu dem befremdlichen Geschlechterarrangement im Architekturberuf führen – einem Beruf, dessen Vertreter und Vertreterinnen sich doch so gerne als kulturelle Avantgarde verstehen? In einer vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten soziologischen Studie habe ich Architektinnen und Architekten zu ihrer beruflichen Laufbahn befragt, habe sie bei ihrer Arbeit beobachtet und mich mit ihnen darüber unterhalten. Aus der noch laufenden Arbeit lassen sich drei Thesen formulieren. Sie diskutieren, warum der Architekturberuf für Frauen mit besonderen Einstiegshürden und Verbleibhindernissen verbunden ist. Dabei ist eines so gut wie sicher: Die Gründe für die geringe Berufsbeteiligung von Frauen in der Architektur sind nicht auf einzelne Faktoren zurückzuführen. Es gibt weder die bösen Täter noch die Horrorgeschichten, die Frauen vom Beruf abschrecken. Vielmehr ist es eine Reihe kleiner Hürden und Erschwernisse, die erst in der Kumulierung Frauen den Architekturberuf so unzugänglich machen.

Praxis- statt Theoriewissen

Frauen sind sowohl unter der Professorenschaft wie unter den Stars der Architektur kaum vertreten. Das erschwert angehenden Architektinnen die Integration in die berufliche Community.

Diese erste These setzt bei der Ausbildung an der Hochschule an. Das Architekturstudium, dessen Kern im architektonischen Entwerfen besteht, basiert auf einem hohen Anteil an Praxiswissen. Das unterscheidet die Architektur

von den Studiengängen anderer Disziplinen. In der Physik, der Biologie oder der Soziologie beispielsweise sind grundlegende Theoreme und Gesetze, also Regelwissen, zentraler Bestandteil der Ausbildung. Regelwissen lässt sich prinzipiell auch durch Lehrbücher vermitteln. Praxiswissen dagegen ist nicht aufgeschriebenes Wissen – oft ist es gar nicht in Worte zu fassen –, sondern es ist verkörperlichtes, unbewusstes Wissen, das durch Erfahrung gesättigt ist. Dieses Wissen ist personengebunden. Die angemessene Weise, Praxiswissen zu vermitteln, ist im Lernsetting der Architektur – im Atelier oder im Studio – umgesetzt. Gelernt wird hier durch produktive Nachahmung. Die akademischen Lehrer, die in der Regel männlichen Architekturprofessoren, aber auch die nationalen und internationalen Stars der Architekturszene, sind den Studierenden leibliche Vorbilder, denen sie es gleich tun wollen. Von ihnen lernen sie indes nicht nur, wie man ein Projekt entwirft, sondern auch wie man es präsentiert: Welche Haltung, welche Gestik und welche Kleidungs-codes gehören zu einem professionellen Auftritt? Vermittelt wird also auch – meist unbewusst – die berufstypische Selbstpräsentation. Derart «körpernahe» Wissen lässt sich kaum von der Person des Vermittlers und damit auch nicht von deren Geschlecht entkoppeln.

Solange aber sowohl die unmittelbaren Rollenmodelle, die Hochschulprofessoren, wie auch die symbolischen Vorbilder, die Howard Roarks der heutigen Zeit, fast durchwegs männlich sind, ist das mimetische Lernen – als eine Art Meister-Schüler-Lernen – für junge Männer viel einfacher, nahe liegender und selbstverständlicher zu bewältigen als für junge Frauen. Den angehenden Architektinnen fehlen ganz einfach die weiblichen Rollenmodelle, die zeigen, wie Frau vor eine Jury steht und ihr Projekt verteidigt, wie sie sich auf der Baustelle Respekt verschafft und welche Art von Kleidung ihr zu einer professionellen Selbstdarstellung verhilft. Damit sind für die jungen Frauen Ausschlussstendenzen bereits in der Ausbildung angelegt. Noch bevor sie überhaupt ins Berufsfeld eintreten, sind sie auf einer symbolischen Ebene mit einem schlechteren Rüstzeug und mit weniger Selbstvertrauen ausgestattet; einem Selbstvertrauen, das für die jungen Architekten-Männer aus dem Gefühl erwächst, als Mann in diesem Beruf an einem passenden Ort zu sein.

Die Hochschule als Gegenwelt

Die Hochschule stellt für Frauen eine attraktive, intellektuell anspruchsvolle, letztlich aber wenig karriereversprechende Gegenwelt zur harten Berufsrealität dar.

Die Zahlen zur zweiten These zeigen: Während Architektinnen in der Professorenschaft noch immer die ganz grossen Ausnahmen sind, hat die Zahl der Assistentinnen in den letzten Jahren rapide zugenommen. Im akademischen Mittelbau sind die Frauen viel besser vertreten als im Berufsleben. Dies irritiert. Denn eigentlich steht die Assistentenz für ein Angestelltenverhältnis, das parallel zum Einstieg in die berufliche Selbstständigkeit läuft. Gegenüber dem karriererelevanten Berufserfolg in der Praxis nimmt aber die Tätigkeit an der Hochschule lediglich eine kompensatorische Funktion ein. Das Sprechen über Architektur, die theoretische und die mündliche Auseinandersetzung, die an der Hochschule gefragt sind, bilden einen Gegenhorizont zum beruflichen Handlungsdruck. Der theoretische Zugang schafft einerseits einen Freiraum, der von den Handlungsfolgen im Büro, am Verhandlungstisch →

→ und auf dem Bauplatz entbindet. Andererseits wird die Arbeit an der ETH intellektuell und künstlerisch aufgeladen. In den Augen der jungen Architektinnen und Architekten gewährt die Hochschule gegenüber der Praxis grosse Freiheitsgrade: Sie lässt Raum für das Experiment, spornet zu mehr Präzision an und bewertet Leistung als solche und nicht sonstwas. Was in diesen Begriffen stilisiert wird, ist die Begeisterung für eine reine, von den Anforderungen (und den Niederungen) der Praxis unberührte Architektur. Wie sonst nur im Wettbewerb, kann an der Hochschule noch derart Architektur betrieben werden. Diese Einschätzung eines Jobs als Assistentin ist zwiespältig. Sie verführt dazu, die Hochschultätigkeit überzubewerten – gemessen an deren Bedeutung für eine Karriere. Statt die praktische Tätigkeit pragmatisch-zweckgemäss zu ergänzen, gerät die Assistenz unter der Hand zum Selbstzweck. Vor diesem Hintergrund müssen wir die Tatsache, dass Frauen im akademischen Mittelbau verglichen mit ihrer Berufsbeteiligung zahlenmässig sehr gut vertreten sind, neu bewerten. Wenn wie in der Architektur Hochschularbeit Karrieren zwar optimiert, Karrierechancen aber grundsätzlich in der Praxis und nicht an der Hochschule zugewiesen werden, kann die vermeintliche Attraktivität der Hochschultätigkeit unter der Hand zur eigentlichen Frauenfalle werden.

Keine Teilzeitarbeit, keine Architektin

Mangelnde Teilzeitstellen und eine Entgrenzung von Beruf und Privatem machen es schwierig, den Architekturberuf mit einer Mutterschaft zu vereinbaren.

Die dritte These behauptet, dass auch hoch motivierte junge Frauen voraussehen, wie schwierig sie den Architekturberuf mit ihren Lebensentwürfen – in denen unter Umständen auch Kinder vorkommen – verbinden können, und so erwägen sie bereits früh alternative Berufswege einzuschlagen. Warum gibt es in der Architektur so wenige Teilzeitstellen? In meiner Forschung bin ich darauf gestossen, dass dieser Umstand eng mit einem Mythos verbunden ist, der den Architekturberuf als künstlerischen Beruf umgibt. So ist die Vorstellung weit verbreitet, dass erst in der totalen Hingabe an das architektonische Werk gute, anspruchsvolle Architektur entstehen könne. Dieses ausschliessliche Verhältnis zum architektonischen Schaffen wird schon früh in der Ausbildung eingeübt. Die unzähligen Nachtschichten im Studium stellen für angehende Architektinnen und Architekten ein Initiationsritual dar. Derart werden sie in die Regeln und Gepflogenheiten des Metiers eingeweiht und als Zugehörige anerkannt. Ins Berufsleben weiter getragen wird die von vielen als ausgesprochen anregend erlebte Stimmung der totalen Hingabe an die Architektur während Wettbewerben und vor Projektabgaben. Die Anforderung, überzogene Arbeitszeiten und Nachtschichten in Kauf zu nehmen, kann aber nur erfüllen, wer ohne alltägliche ausserberufliche Verpflichtungen lebt und alles Berufsfremde auf die Zeit nach dem Abgabetermin verschieben kann. Das mag für die Lebensumstände von Studierenden und allein stehenden Berufstätigen noch mehr oder weniger möglich sein. Für berufstätige Eltern, und hier insbesondere für die in der Mehrzahl hauptverantwortlichen Mütter ist es das nicht.

Dass es sich bei der ausschliesslichen Hingabe nicht um eine zwingende Gegebenheit handelt, zeigt indes das Beispiel der Hochschularchitektinnen und -architekten. Immerhin ist Teilzeitarbeit in der Organisation des Ausbil-

dungssystems strukturell angelegt: Assistentinnen und Assistenten sind gezwungen, zugunsten ihrer Tätigkeit an der Hochschule das Engagement in der Berufspraxis zu reduzieren. Und sogar die Leitung eines grossen, florierenden Büros scheint in Teilzeitarbeit bewältigbar, wenn dafür eine Professur lockt.

Aber nicht nur die mangelnden Teilzeitstellen entmutigen Architektinnen, die eine Mutterschaft erwägen. Zusätzlich erschwert die Berufskultur der Architektur, Beruf und Mutterschaft zu verbinden. Sie tendiert dazu, die Distanz zwischen Beruf und Privatleben einzuebnen. In den Schilderungen junger Architektinnen und Architekten wird die Architektur zu einer durchgängigen Leitperspektive, der sich auch das ausserberufliche Leben unterordnet, vom Kulturkonsum über das Reisen bis hin zum Paarungsverhalten. Die Aneignung des Privaten durch die Architektur funktioniert über ästhetisch-formale Aspekte. Sie schaffen eine Brücke zwischen den beiden Sphären. Die Übermacht der (guten Form) reicht von der Gestaltung der räumlichen Umgebung über die Selbst-Stilisierung durch Kleidung, Frisur und Accessoires bis hin zur Vorliebe für bestimmte Alltags- und Freizeitpraktiken wie den Besuch von Ausstellungen, Theaterstücken und Kultfilmen oder das Essen im In-Restaurant und den Schlummertrunk in der angesagten Bar. Schwangerschaft, Geburt und Elternschaft wollen sich in diese Ästhetisierung der ganzen Lebenswelt nicht so richtig einpassen. In der architekturtypischen Berufskultur, die in der Tendenz das Private vereinnahmt, hat die Kinderfrage schlichtwegs keinen Platz. Entsprechend wird sie in meinen Interviews auch nur in Ausnahmefällen angesprochen. Für die hauptsächlich betroffenen Frauen bedeutet dies, dass ihnen keinerlei Modelle zur Verfügung stehen, wie sie Architekturberuf und Mutterschaft verbinden können. In dieser Frage sind Architektinnen ganz auf ihre Geschlechtszugehörigkeit zurückgeworfen – und damit alleine gelassen. •

Die Zahlen

 1990 waren knapp 33 Prozent (868) der Architekturstudierenden an Schweizer Hochschulen Frauen, 1999 waren es bereits gut 38 Prozent (959). Geringer ist die Vertretung der Studentinnen an Fachhochschulen: 1990 waren es knapp 11 Prozent (145). Aber auch diese Zahl hat 1999 zugenommen auf fast 18 Prozent (179). Da die absoluten Studierendenzahlen an den Hochschulen ungleich grösser sind als an den Fachhochschulen, sollte theoretisch die besser dotierte Frauenvertretung an den Hochschulen auch in der Berufsrealität stärker ins Gewicht fallen. Die Zahl der berufstätigen Architektinnen betrug 1990 knapp 8 Prozent. Für das Jahr 2000 steht die Berechnung der ausschliesslich im Rahmen der Volkszählung erhobenen Daten noch aus. Aufschlussreich ist daher die Geschlechterverteilung unter den Mitgliedern der Berufsverbände. Der SIA hatte 1999 13 Prozent Frauen als Mitglieder, der BSA knapp 8 Prozent und der

Schweizerische Werkbund gar nur knapp 6 Prozent (wobei diese Rechnungen jeweils nur die Architekturbereiche von SIA und SWB betreffen).

Ausgesprochen tief ist auch der Frauenanteil in der Professorenschaft. 1999 waren nur gut 5 Prozent der Professorenschaft an den Schweizer Architekturhochschulen weiblich. Verhältnismässig gut vertreten sind Architektinnen dagegen im akademischen Mittelbau. So waren 1999 gut 35 Prozent Frauen unter den Assistentinnen und den wissenschaftlich Mitarbeitenden der Architekturfakultäten.

Christina Schumacher

 ist Soziologin (und Mutter). Sie teilt, als Nachfolgerin von Jean-Pierre Junker, mit Christian Schmid die Lehre in Soziologie an der Architekturabteilung der ETH Zürich. Ihre Nationalfondsstudie über Frauen in der Architektur führt sie am Institut für Soziologie der Universität Bern durch.